Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 36

Artikel: Das Altarbild

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638416

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 · 1911 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 23. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Herbstmahnung.

Von E. Oser, Bern.

Grau steigt der Tag, ein feuchtes Dämmern
Verkündet scheu der Sonne Schein.
Des frühen Tagwerks Pulse hämmern . . .
Der Herbst zieht in die Lande ein.

Noch eben lag des Sommers Glänzen
Hellleuchtend rings auf Gras und Laub,
Nun jagt der Sturm zu wilden Tänzen
Den Schmuck der Bäume, seinen Raub.

O Jugend, deines Fußes Schreiten
Tritt welke Blätter unbewußt,
Und trübe Nebelschleier breiten
Sich über deine Sonnenlust.

Das Altarbild.

Von Meinrad Lienert.

In seiner niedern, getäfelten Wohnstube im Windbruch stand der alte Kirchenvogt Johannes Dürlibacher und stierte, das rote, weißgetupfte Nastuch vor sich hinhaltend, als wollte er Himmelsmanna darin auffangen, zur Decke empor.

„Hatschi, hatschi!“

„Helf Gott, Vater!“ rief es hinter dem Webstuhl im Stubenwinkel.

„Danke Gott wohl!“ machte der Alte und schneuzte sich also kräftig, daß es von allen Wänden Echo gab. „So,“ fuhr er dann zu reden fort, „ich mein, es sei bald an der Zeit, daß der Maler anlangen muß, kann jeden Augenblick hier sein, hast ihm das Guckauskämmerchen in Ordnung gebracht?“

„Ja Vater,“ sagte das Marieli hinter dem Webstuhl und tat einen raschen Blick durch eine Scheibe gegen das Dörflein Stagelegg hinunter. „Der Maler kann einrücken wann er will, das Bett ist aufgerüstet.“

„Hat nicht der Pfarrer verdeutet, man müsse ihm auch einen Krug voll Wasser auf die Kommode stellen, weil er sich nicht in der Küche oder gar am Brunnen werde waschen wollen? Hast das auch besorgt?“

„Gleich einen ganzen Kessel voll Wasser hab ich ihm hinaufgestellt und die Schöpfkelle dazu samt einem Waschtuch. So wird er sich etwa alle Morgen sauber zu waschen vermögen, ist ja kein Kaminfeger.“

Ihr fröhliches Auflachen ging in den Tag hinein.

„Ja,“ brummte der Alte, „es ist verwunderlich, was diese Stadtleute allerhand für Zeug und Sachen brauchen bis sie nur zur Schlafkammer hinaus mögen. Gar in den Schlafkammern der vornehmen Stadtjungfern, sagte mir des Pfarrers Köchin, sehe es aus wie in der Apotheke.“

„Ich fürchte eben, der Maler wird uns zuweilen ein saures Gesicht machen,“ sagte das Marieli, „denn es wird ihm bei uns dies und das mangeln. Zudem sind alte Leute oft gar so wunderlich.“

„Was?“ machte unwirsch der Kirchenvogt. „Was wunderlich, wer wunderlich? Schau du für dich, du Gäxnase! Mich bedünkt, wunderlicher und eigenköpfiger als ein Maitli, das in die schlimmen Jahre kommt, könne auch ein Urgroßvater nicht sein. Wohl, du wärst mir die Rechte, du Fratz du, alten Leuten den Spiegel vorzuhalten.“

Knurrend verließ er die Stube. Das Marieli aber verbiß nur mit Not ein Auflachen. Dann begann es ein munteres Liedchen zu pfeifen und ließ dazu das Webschifflein durch das blauseidene Zeug tanzen, daß es stob.

Ein großer gelber Falter, ein Schwalbenschwanz, hastete durchs Fenster herein und ließ sich, nach vergeblichen Versuchen, den Ausgang wieder zu gewinnen, auf die himmelblaue Seidenwiese des Webstuhles nieder.

Das Maitli hielt das Füßchen an und stieg aus dem Stuhl, um den Falter zu erhaschen. Aber er erhob sich und nun begann eine lustige Jagd in der Stube herum.

Da ging die Türe, der Falter segelte hinaus und setzte sich auf den Hutrand eines jungen, wohlgewachsenen Mannes, der einen Schirm und einen Photographieapperat tragend, eben eintrat. Ihm folgte der kleine Enkel des Kirchenvogts, der Franztöneli, der einen Handkoffer nachschleppte.

„Da ist jetzt der Maler!" rief der Franztöneli.

„Ja, schönen Dank für den freundlichen Willkomm," sagte der lachend, „deine hübsche Base, von der du mir auf dem Weg soviel erzähltest, hätte mich fast und gar in die Arme geschlossen."

„Der Maler?!" hatte das Marieli ausgerufen und war schier erschrocken zurückgewichen.

Einen alten, feierlichen Silbergreis mit einem Bart, wie der Gottvater im Paradiese auf der ersten Seite des Bibelbuches, hatte es erwartet, und nun stand vor ihm ein junger Mensch, dem der Schalk aus beiden Mundwinkeln und der Schelm aus den braunen Augen guckte.

„Jaso, Ihr seids!" brachte es endlich heraus.

„Ei, allweg bin ich's," sagte er lachend, „hast etwa den Schatz erwartet, Kind Gottes, daß du bei meinem Anblick so enttäuscht zurückgefahren bist. Nun, einstweilen mußt mit mir vorlieb nehmen, der Schatz wird wohl auch noch kommen."

„Ich will Euch den Kaffe machen," sagte sie rasch, über und über rot und huschte in die Küche hinaus, „tut unterdessen wie zu Hause."

„Gelt, meine Base ist eine große," machte der Franztöneli.

„Freilich," meinte der Maler und legte seine Sachen auf die Ofenbank. „Deine Base ist nicht übel gewachsen in diesem Krüppelföhrenlande. Hast du noch viel solcher Basen?"

„Nein, das ist die einzige. Der Großvater sagt, er habe mehr als genug an ihr. Eine Herde heikelnäschiger Ziegen sei nicht schwieriger von Grünhang abzuhalten als das Maitli vom Fenster, wenn ein paar Hosen vorbeilaufen. Weißt, da hat sie dann so lange bis sie das Wupp ferggen kann."

Mit lachenden Augen schaute der Maler auf den Knaben und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Was du nicht alles zu berichten weißt! Also nur eine Base hast? Aber dafür ein feines Kind," machte er für sich, „ein wohlgerateneres hat der Liebgott noch selten in seiner großen Bildergalerie ausgestellt. Respekt vor ihm! Wo ist sie jetzt hin, die flachshaarige, die Base will ich sagen."

Die Küchentüre ging. Rauch qualmte herein; mit roten Wangen guckte das Marieli in die Stube.

„Ich will Euch und uns gleich das Nachtessen kochen," rief sie, da es schon bald zu dämmern anfängt. Ihr könnt unterdessen ein Weilchen ums Haus gehen. Sobald gekocht ist, werde ich Euch rufen. Und du, Franztöneli, bring des Herrn Sachen in den Guckaus hinauf und dann ruf den Vater, der Maler sei da, er ist im Käskeller."

Die Küchentüre ging zu, und ein Liedchen trällernd machte sich der Maler Josef Rotlacher aus der Stube. Im Stiegenbrücklein blieb er eine Weile stehen und schaute erfreut auf das Dörflein Stagelegg hinunter, dessen graue Schindeldächer schon im Schatten lagen, während noch ein Wimpel Abendrot vom spitzen Turme des neuen schönen Kirchleins wehte.

„Hier ist gut sein," murmelte er. „Und da scheine ich nun für das gewünschte Hochaltarbild Maria Himmelfahrt gleich auch ein ideales Modell gefunden zu haben. Am End hat mich der kunstfreudige Pfarrherr mit aller Absicht hier einlogiert, statt wie ich wünschte, bei ihm. Jedenfalls muß ich das mit ihm noch besprechen."

Hochaufatmend in der abendlichen Bergluft, schritt er gemächlich zur nahen, von den Schwalben umkreisten Scheune hinüber.

Dort stand neben dem offenen großen Tenntor ein Dengelstock und darauf lag die vom Dache herabhängende Sense.

Flugs hockte er auf dem Bänklein vor dem Dengelstock, nahm den im Stallfenster liegenden Hammer zur Hand, schwang ihn prüfend wie jung Siegfried in den Lüften und begann erst bedächtig, dann immer eifriger auf der Sene loszudengeln, daß die Funken stoben, und pfiff dazu den kreuzfidelen Kupferschmied.

Unterdessen war das Marieli auf das Stiegenbänklein vor dem Hause getreten, um nach dem Gast zu schauen und ihn zum Abendessen zu rufen, denn die Milch strudelte in der Küche. Sie sah ihn vor der Scheune auf dem Dengelstock kauern und auf Tod und Leben auf die Sense loshämmern.

„Jeses Gott!" lachte sie auf. „Wenn den der Vater dengeln sähe! Er macht ihm aus der Sense eine Säge."

Da stand sie schon bei der Scheune hinter dem Maler.

„Meister!"

Ueberrascht wandte er den Kopf. Des Marielis blaue Augen lachten ihn an.

„Was gibt's?"

„Meister, wenn der Tod das Sensendengeln nicht besser verstände als Ihr, so könnten wir alle ewig leben."

Hellauf ging ihr Lachen in den Tag hinein. Und der Maler stimmte fröhlich ein.

„Darfst es nicht zu genau nehmen," sagte er, „es ist mein erstes Lehrbubenstück in der Landwirtschaft. Wenn du's besser kannst, so zeig mir's!"

Das ließ sich des Windbruchbauers Tochter nicht zweimal sagen. Gleich hatte sie den Maler weggeschoben, hockte vor dem Dengelstock und dengelte mit kundiger Hand die Sense also fein heraus, daß sie der Riese Goliath für sein Rasiermesser angesehen hätte. Er aber beugte sich also lernbegierig zu ihr nieder, daß ein paar vorwitzige Schnurrbarthärchen mit Fliegenfüßchen auf des Maitlis hochroten Wangen herumtasteten. Sie war jedoch derart in ihre Arbeit vertieft, daß sie die Schnauzhärchen für wirkliche Fliegen zu nehmen schien und sich nicht um ihr loses Spiel kümmerte. Jetzt streifte sie mit einem Finger prüfend über die Sense. Dann sprang sie so hurtig auf, daß dem Maler die flachshaarigen Zöpfe um die Nase tanzten.

„Hier", rief sie fröhlich, „hier, Meister, nehmt die Sense! Probiert sie, mäht einen Karren voll Gras! Es ist gerade Futterzeit. Sollte sie nicht schneiden wie Glas, so trage ich sie künftig zum Scherenschleifer."

Sie hielt ihm die Sense hin und zögernd, bedenklich ins hochhalmige Gras schauend, ergriff er sie. Ein paar Schritte stapfte er um den Gadenbrunnen. Dann legte er los, als wollte er die ganze Welt mit einem einzigen Streich auseinanderhauen. Krach! steckte die Sense im Boden, und mit Not und Mühsal nur gelang es dem Maler, sie wieder herauszuziehen.

Das Marieli wollte sterben vor Lachen, denn nun schlug er links und rechts drauflos, als müsse er der Freiheit eine neue Gasse machen und köpfte die armen Halme also miserabel, daß das Gras aussah, wie der Kopf eines Schulbuben, dem seine halbblinde Großmutter die Haare geschnitten hat. Bald hielt er keuchend inne, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, ihn fast blendend.

„Herrgott abeinander!" schnaufte er, „das Mähen ist ja eine wahre Herkulesarbeit."

Endlich erholte sich das Marieli von seiner Ueberfröhlichkeit und rief: „Ei der Tausend, Ihr tut aber auch gar zu dumm dazu."

„He," machte er mit verlegenem Lachen, „du gibst mir aber auch zu viele Aufgaben auf einmal."

„Aber das Mähen ist doch beim Kuckuck keine Hexerei," machte es. „Schaut her, man muß es nur richtig angreifen."

Ein Sprung und sie stand bei ihm, nahm die Sense und legte rasch und sicher ein paar Mahden vor seinen lernbegierigen, staunenden Augen nieder.

„So müßt Ihr's machen. Nun kommt!"

Sie nahm seine Hände, legte sie an die Sense, stellte sich hart neben ihn und half ihm die Schneide in das Gras führen. Und siehe da, es ging ganz ordentlich. Aber als er sich der warmen Hände, die auf den seinen lagen, so recht zu freuen anfangen wollte, hüpfte das Marieli wieder aus dem Heu und sagte: „So, nun fahrt so fort, aber nicht zu stark ausholen! Ich gehe unterdessen nach dem Graskarren!

Sie lief ins Tenntor und stieß bald darnach den Karren vor sich her durch das Gras zu dem eifrigen Mähder.

„So," lachte sie, „nun macht Feierabend, Meister. Für heut haben wir Gras genug. Begriffe ich das Malen so rasch wie Ihr das Mähen, tät ich das Altarbild im neuen Kirchlein malen."

„Das Malen will ich dich schon lehren, wenn du Lust hast dazu," meinte er und stützte sich verschnaufend auf seine Sense. „Jedenfalls brauche ich dich notwendig, wenn ich das Altarbild male."

„Mich?!"

Hochverwundert staunte ihn das Maitli an. „Da möchte ich doch gerne wissen, wozu Ihr mich beim Malen brauchen könntet."

„Du sollst mir Modell stehen."

Mit großen Augen, verständnislos stand das Marieli da. Dann lachte es eins heraus. „Was soll ich stehen, Modell soll ich stehen? Ja um Gottes und aller Heiligen willen, was ist denn das?"

„Weißt, ich muß eine Marienszene ob den Hochaltar malen; was für eine hat der Kirchenrat noch auszumachen. Auf jeden Fall gibts ein Marienbild, und da ist mirs, sobald ich dich sah, sogleich klar geworden, daß ich für das Gesicht der Jungfrau Maria deine heitern Haare und fröhlichen Augen abmalen muß. Das nennt man Modellstehen."

„Jeses, Jeses," machte über und über rot wie ein Schrot voll Weidröschen das Marieli. „Und da sollte die Muttergottes gar meine Augen bekommen?" Hellauf lachte sie jetzt. „Ihr seid ein rechter Schalk, einem sowas angeben zu wollen. Wenn der Pfarrer wüßte, was für ein Spaßvogel Ihr seid!"

„Ja eben, dem Pfarrer will ich das auch sagen."

„Freilich, der wird Euch dann schön anfahren. Er wird sagen, ein Maler sollte doch wissen, wie die Muttergottes aussieht."

„Wie sieht sie denn aus?"

„He, auf keinen Fall wie ein einfältiges Bauernmaitli. Halt so überirdisch wird sie aussehen, so himmlisch, goldene Haare muß sie haben . . ."

„Goldiger, Kind Gottes, als die deinigen sind, kann ich sie nicht malen."

„Und himmelblaue Augen soll sie haben."

„Himmelblauere als du hast, kann's im Himmel und auf Erden nicht geben."

„O Maler, wie könnt Ihr einen so gut auslachen!"

„Aber wenn der Pfarrer einverstanden wäre und dein Vater, tätest du mir dann Modell stehen?" (Fortsetzung folgt.)

D'Eisser.

(Inser Mundart v. Rob. Scheurer, Erlach-Bern.)

Ganz z'vaberscht döärt im Erlech-Amt
Mier Eisser sy dehaime;
U wil mer Eisser Burger sy,
Sva döärfe mier is maine.

Die z'Erlech hai e chaibe Stoalz,
U maine, was sie syge,
Wil ihres Näschtli „Stedtli" haißt.
Die solle numme schwyge.

Dem Hüserhüffli sait me „Stadt",
U-n-Eiß, woa d'Helfti gröäßer,
Dem sait me numme: „Ds Eißerdoarf
Em Rand döärt voa de Möäser!"

Mier Eisser sy-n-e zäie Schlag;
Doa brucht me d'Chraft nid z'sueche;
D'Moasbuebe sy fer das bikannt;
Doa chunnt ne kaine zueche.

Dee Wy, woa mier dahaime hai,
Dee git is Chraft i d'Glieder;
Winn schoa-n-e jeäde G'leährte schimpft,
Er syg der Gsundhait z'wider.

Die beschti Mannschaft vum Kanton
Chunnt doch im Wy-Land füre;
Winn aine das nid glaube will,
Sva soll ers choa probiere.

Joa! Uesi Wyber hai sogar
Vor Zyte tapfer gstritte:
D'Burgunder uber ds Moas zrugg gjagt,
Woa sy derhar choa z'ryte.

U d'Gugler hai is g'chenne gleährt
Döärt uf em Eißfell oabe;
Wil mier sie döärt sva ghaue hai,
Tuet üs no d'Nochwelt loabe.

Winn öppe-n-aim die Sprach nid gfallt,
Sva soll er d'Dahre schoppe;
Denn wege-n-üser Eissersprach
Lääh mier is gwüß nid foppe.